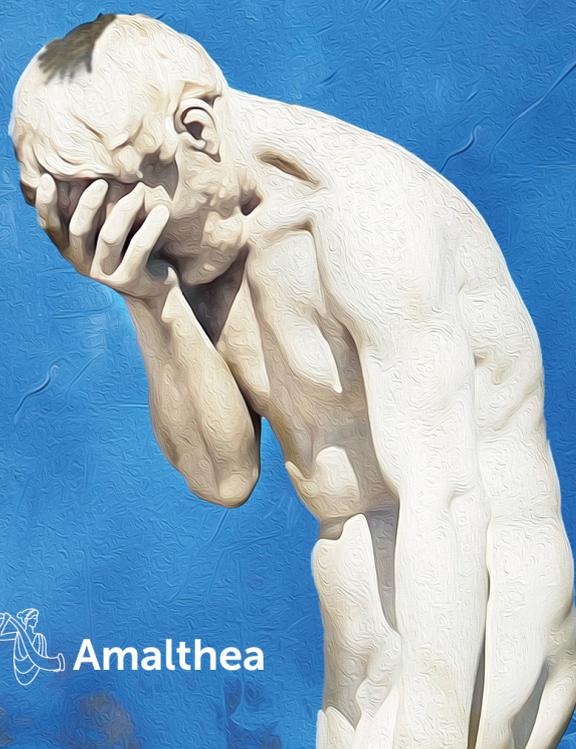


REINHOLD BILGERI

# DAS GEWISSEN DER TAUBEN

ROMAN



 Amalthea

REINHOLD BILGERI

# DAS GEWISSEN DER TAUBEN

ROMAN



**Amalthea**  
Verlag

Gefördert von der Stadt Wien Kultur



## Bleiben wir verbunden!

Besuchen Sie uns auf unserer Homepage [amalthea.at](http://amalthea.at)  
und abonnieren Sie unsere monatliche Verlagspost unter  
[amalthea.at/newsletter](http://amalthea.at/newsletter)

Wenn Sie immer aktuell über unsere Autor:innen und  
Neuerscheinungen informiert bleiben wollen, folgen  
Sie uns auf Instagram oder Facebook unter  
[@amaltheaverlag](https://www.instagram.com/amaltheaverlag)



Sie möchten uns Feedback zu unseren Büchern geben?  
Wir freuen uns auf Ihre Nachricht an [verlag@amalthea.at](mailto:verlag@amalthea.at)



Trotz Namensgleichheiten bzw. Ähnlichkeiten  
sind die hier beschriebenen Charaktere Romanfiguren,  
also zu einem großen Teil fiktiv.

© 2024 by Amalthea Signum Verlag GmbH, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Anna Haerdtl und Barbara Reiter, Bureau A/O

Herstellung und Satz: VerlagsService Dietmar Schmitz, Erding

Gesetzt aus der Alegreya 10,9/13,66 pt

Designed in Austria, printed in the EU

ISBN 978-3-99050-279-2

eISBN 978-3-903441-36-1

## I.

Als hätte der Tag geahnt, was kommen würde, begann er zögerlich.

Es war am Morgen des 25. Februar 1959. Ein Mittwoch. Noch keine Geräusche im Haus, bis auf das Knarzen der Eiche im Treppenaufgang. Die Art, wie Gerda die Stiege hinunterlief, ließ vermuten, dass Schlimmeres passiert sein musste. Das beschwingte *Tadam Tadam* fehlte.

Jede Stufe mit gleichförmiger Bedächtigkeit, das war nicht ihr Rhythmus; der saloppe Sprung über die letzten drei Tritte war ausgeblieben und auch die Schlussgrimasse in den Spiegel am Treppenaufgang. Ihre fast fahrlässige Sorglosigkeit schien beim Teufel.

Sie tastete sich im Halbdunkel durch Mamas verkrustete Frühstücksreste im abgestellten Geschirr, lutschte kalten Kaffee von den Fingern – Mama hatte es wieder eilig gehabt und war wohl sehr durch den Wind gewesen. Schmutziges Geschirr konnte dann lange liegen bleiben, wie das Herbstlaub draußen vor der Tür. Die kleine Grübel-Villa, umkränzt und versunken in dichtem Efeu, dämmerte inmitten vornehmer Häuser aus der Gründerzeit– aufgereiht an einer ehemaligen Schlossstraße in Wien-Döbling, die einst direkt zum Schloss Pötzleinsdorf geführt hatte und noch dessen Namen trug. Als wäre das Haus nach zwei Weltkriegen in ein trübes Nachdenken verfallen und hätte seine Bewohner damit angesteckt. Die Innenausstattung, ein Sammelsurium an ererbten Möbeln verschiedenster Epochen und Stile, die hinten und vorne nicht harmonierten. Das Loslassen fiel der Familie schwer. Die Gebäude und Gärten ringsum schwärmten vom Rückzug in biedermeierliche Idylle, die sich mit Gerdas Temperament und ihren Sehnsüchten nicht wirklich vertrug. Architekten, Diplomaten, Beamte, Bauunternehmer, Theaterdirektoren, Kriegsgewinnler, Profiteure der Nazizeit – etliche der Villenbesitzer

waren enteignet und ermordet worden – und natürlich Privatiers, die sich's nach dem Krieg wieder richten konnten, lebten hier ihre Leben, in stiller Ordnung. Lasst uns in Frieden, sagten die Häuser.

Kurz nach sechs. Übelkeit stieg ihr vom Magen hoch. Sie ließ den Wasserhahn laufen, führte den Strahl über Teller, Tasse und Besteck und trank schließlich aus der hohlen Hand zwei kräftige Schluck, um den Brechreiz zu vertreiben. Vergeblich. Nur Galle. Sie säuberte, was zu säubern war, ließ den Kopf auf die Brust sinken und beugte sich über den Abwasch. Die schlaflosen Nächte der letzten Tage begannen an ihrer Kraft zu zehren. Das morgendliche Erbrechen nicht weniger.

Vom französischen Fenster im oberen Stock floss erstes Tageslicht ins Untergeschoß und machte den Staub auf Kommode und Esstisch sichtbar. Trostlos sah das aus, passend zu ihrer Stimmung. Dabei galt sie in aller Augen als sorglose Frohnatur. Wenn sie lauthals loslachte, warf sie gleichzeitig den Kopf in den Nacken und klatschte ausgelassen in die Hände – angeborener Übermut, dem man zutraute, auch den Tod eines Tages auszulachen.

Von feierlichem Ernst aber heute keine Spur. Sie wollte nichts wissen vom Tag, sie sah einen Ausnahmezustand heraufziehen, der sich allmählich in allen Lebensbereichen breitmachen würde. Mama war schon auf dem Weg zur Schule – früher als gewohnt, schlaflos wie Gerda – bepackt mit ihren Sorgen und biblischen Geschichten – Sodom und Gomorra, Turmbau zu Babel, die Arche Noah samt Sintflut usw. Die wusste sie so fesselnd zu erzählen, dass sogar Kinder aus der Brigittenau ihre Ohren spitzen würden.

Die Kleinen zwängten sich dann eins nach dem andern aus den engen Sitzbänken, um sich nah bei Frau Lehrerin zu platzieren, die mit einer Backe ihres mächtigen Hinterns am Pult klebte und die wispernde Herde genoss, die sich um sie scharte. Andacht allerseits. Sie war beliebt. Alle

mochten sie. Respekt und Wärme waren, wo sie war. In dieser Reihenfolge.

Gerda kannte all die Geschichten, war ja selbst Mamas Schülerin gewesen, vor vielen Jahren. Sie erinnerte sich an die erzieherischen Details des Unterrichts, ihre noble Strenge und ihre sturen Deutungen religiöser Gleichnisse. Wenn seitens der Kinder mal eine vorsichtige Frage zur Plausibilität des Erzählten auftauchte (... am siebten Tag der Schöpfung ruhte der Herr ... Warum musste der ruhen, als Allmächtiger?), wurde sie mit der gewagten Logik beantwortet, die den Geschichten selbst zugrunde lag. Ohne die Krücke der Allegorie war sie unsicher, ja verletzlich. Hartnäckiges Nachfragen oder gar Widerrede waren nicht erwünscht. Ein Ärgernis, das sich aus Gerdas Leben nie wirklich verflüchtigen sollte.

Im Gegenteil. In den letzten Tagen war es zwischen den beiden zu lauten Streitereien gekommen und immer wieder hatte sich Gerda dazu hinreißen lassen, Worte nicht mehr zu wägen, sondern ihrer Wut freien Lauf zu lassen. Jetzt, ein paar Tage vor ihrem zwanzigsten Geburtstag, fühlte sie sich »Autoritäten« gegenüber, und Mama im Besonderen, weniger aufgeschlossen als früher. Neuerdings kreisten die Themen kaum noch um ihre unausgegorenen politischen Standpunkte oder Mamas katholisches Regelwerk als vielmehr um tadellose Lebensführung und das Ansehen der Familie, im Licht der Verwandtschaft, der Nachbarn, der Tugend und ja, vor Gott natürlich.

Gerda – und das war der Punkt – war schwanger. Ledig und schwanger. In der fünften Woche. Ihr Zustand unterlag, auf Mamas Rat, höchster Geheimhaltung. Im Umkleidezimmer im ersten Stock lag ein weißes Hochzeitskleid bereit, auf ihre schlanke Taille angepasst, mit bodenlangem Schleier übers Sofa drapiert. Unschuld. Makellos. Mutter wollte das so. Allabendlich, wenn ihre Hand über die Vor-

arlberger Spitze des Dekolletés strich und den Schleier glatt zupfte, gab sie sich der Illusion hin, ein hastig anberaumter Hochzeitstermin könnte den außerehelichen Fauxpas noch erfolgreich vernebeln. So bekam der Faktor Zeit täglich eine größere Bedeutung. »Wie konntest du mir das nur antun?«, ihre erste Reaktion aufs Gerdas Beichte. Aber dann: »Was soll's, der Herr hat's gegeben, hätt's der Himmel nur verhüten mögen!«

»Ja, der Herr hat's gegeben, genauso war's!«, rotzte Gerda, sie hatte etwas Ähnliches erwartet, aber andererseits auf eine verzögert einsetzende Erinnerung an Mamas Muttergefühle gehofft, allein – kein Hauch von Vorfreude auf das Enkelkind, keine großmütterliche Sorge um ein heranwachsendes Leben, denn unehelich Entstandenes verletzte einen Kodex, der gnadenlos war: Todsünde. Außerdem können ledige Kinder nicht in den Himmel kommen, hieß es.

»Stell dir das Gerede vor, ich bin Religionslehrerin, Kind Gottes, eine Moralinstanz, die ihre eigene Tochter nicht im Griff hat!«

Mag sein, im ersten Schock war die Sorge um ihren untadeligen Ruf größer als die Freude auf Nachwuchs, und natürlich würden auch Empörung und Urteil des Pfarrers den Ton vorgeben für künftige Schuldsprüche. Aber Gerda schluckte den ersten Groll – Mama hatte zwei Weltkriege überlebt, vier Kinder großgezogen, zwei Buben, Roland und Raimund, zwei Mädchen, Agnes und Gerda, in lebensgefährlichen Zeiten – die letzten 14 Jahre ganz auf sich allein gestellt, ohne Papas starke Hand, selbstlos und verlässlich wie die Schwerkraft. Gleichwohl, oder gerade deshalb, empfand sie Mamas Reaktion als Kränkung, die noch nach Worten suchte. Sie trug immerhin ein *Gottesgeschöpf* unterm Herzen, das Besseres verdient hatte als diese eisige Reaktion.

In solchen Momenten, wenn alles über ihr zusammenschlug, hielt sich Gerda an ihren tröstlichen Notnagel: *Wir werden eines Tages sowieso alle so gut wie nie gewesen sein.* Half

auch nicht immer. Sei's drum – es galt nun, ein Geheimnis zu bändigen, das den Schatten lebenslanger Schmach über die Familie werfen könnte. So stand es zumindest in Mutters Augen geschrieben, und was dort geschrieben stand, war von testamentarischer Konsequenz. Das Geheimnis hatte selbst vor Gerdas Geschwistern lange standgehalten. Die Hochzeit sollte jedenfalls mit schlanker Taille über die Bühne gehen. Die Leute. Der Ruf. Die Schande.

Entscheidungen standen an. Die eine war schnell gefällt: »Das Kind ist meins, ich werde es behalten« – anderes wäre sowieso nie zur Debatte gestanden, zumal eine Abtreibung nicht nur den Tod ihres eigenen Fleisch und Bluts, sondern auch Mutters Vernichtung bedeutet hätte, selbst wenn die Geheimhaltung gelungen wäre. Von wegen Heimlichtuerei, ein lächerliches Theater im Hinblick auf das Offensichtliche: *Gott sieht alles*. Da war sich Mutter sicher. Die zweite Entscheidung stand für Gerda noch in den Sternen, für Mama aber bereits am schwarzen Brett des Pfarramts in Wien-Währing, Maynollogasse 3. Aufgerufenes Paar: Piero Burkhardt und Gerda Fässler, am Dienstag den 5. Mai, im Jahr des Herrn 1959. Ohne Gerdas Wissen angeschlagen. Übrigens, den Hochzeitstag gleich mit Gerdas Geburtstag zusammenzulegen, war auch Mutters Idee gewesen – aus budgetären Gründen.

Das Haus in der Pötzleinsdorfer Straße war ja ein Erbstück der Großmutter mütterlicherseits, Lintschi Maastrich, die alleine den ersten Stock bewohnte. Sie stammte aus Böhmen, hatte einen Klimatologen und späteren Wiener Universitätsdozenten geheiratet und mit ihm die kleine Villa in der Pötzleinsdorfer Straße erstanden. Er war zeitlebens ein sehr kränklicher Mann gewesen und schon im vierzigsten Lebensjahr einer Tuberkulose erlegen, also beschränkten sich die finanziellen Mittel der Familie künftig auf ein dürftiges Lehrergehalt und die Mieteinnahmen, die sie von

einem ungarischen Ehepaar lukrieren konnte, Flüchtlingen aus dem Ungarnaufstand 1956, die man in der Dachmansarde, die über eine Außenstiege erreichbar war, einquartiert hatte. Mama hatte also alle Hände voll zu tun, ihre vier Kinder durchzubringen. Auch Gerdas Papa fehlte. Seine Kraft und seine trockene Autorität versuchte sie durch besondere Strenge wettzumachen, nicht immer mit Erfolg, weil es zu Ungerechtigkeiten führte. Eine Frauenstimme hatte für die Kleinen einfach weniger Nachhall als ein Männerorgan. Die Dinge wuchsen ihr über den Kopf und oft genug war sie der Verzweiflung nahe. So empfand es Gerda, wenn sie Mama beobachtete, wie sie hoffnungsvoll zwei mit Klosterfrau Melisengeist durchtränkte Würfelzucker in den Mund schob und bei geschlossenen Augen, wie eine Hostie, zergehen ließ, ein stummes Stoßgebet auf den Lippen. Ruhe bitte und Frieden. Auch für den Papa selig. Manchmal reichte sie den Geist der Melisse an Gerda weiter, mit einem aufmunternden Nicken, so wie man in Mangelzeiten einen Zigarettenstummel die Runde machen lässt. Herzenstrost. Aber es war nicht nur die Endgültigkeit von Papas Abwesenheit, die einem die Luft nehmen konnte, sein noch immer nicht geklärter Tod in einem britischen Kriegsgefangenenlager, sondern auch Mamas Weigerung, endlich ans Licht zu rücken, was vor über elf Jahren in Ägypten geschehen war.

Gerda hatte sich schon vor langer Zeit über Mamas abweisenden Schmerz gewundert, den sie von Anfang an nicht als Sehnsucht nach einem »Vermissten«, der eines Tages wiederauftauchen und heimkommen würde, sondern als Trauer ausgelegt hatte. Zu lange hatte Mama ihr Wissen um seinen Tod mit abstrusen Lügen verheimlicht.

»Wir haben jetzt anderes zu tun, als uns um *Warums* oder *Wies* zu kümmern. Er ist tot. Fertig.« Es müsse wieder vorgehen mit dem *ohnmächtigen* Österreich und all das. Überforderung – die Krankheit der Zeit. Dabei war ihre materielle Situation nicht hoffnungslos. Dem Mangel an

Barmitteln stand nämlich als kleiner Rettungsanker eine Immobilie in Vorarlberg gegenüber, ein geschindeltes Häuschen in Hohenems, das Papa schon vor Jahren von seiner Schweizer Mutter als Schenkung erhalten hatte. Ein von allen geliebtes Nest. Vor allem die Kinder hatten das Haus zum Kleinod verklärt, trotz der kümmerlichen Einrichtung und bescheidenen Infrastruktur. Für sie war's ein »Knusperhaus«, in dem sie öfters ihre Sommerferien und manchmal die Weihnachtstage verbringen durften, meist ohne Papa, denn der war ja im Krieg. Als dann die Russen im April 45 in Wien auftauchten, zur »Endschlacht«, und sich am Ende vielleicht für immer festsetzen würden, war das kleine Haus im Westen sogar als Fluchtpunkt angedacht, im Fall der Fälle. Als dann der Krieg zu Ende war, bestätigte sich Hohenems tatsächlich als die angenehmere Besatzungszone, hinterließen doch die französischen Soldaten einen geradezu freundlichen Eindruck im Gegensatz zu den Russen in Wien, die nicht alle so nett waren, sondern öfters Stiefel voraus in die Häuser drangen, um Wodka, Frauen oder anderes zu holen. Unter denen waren auch *klobige Mongolen*, wie Mama sie nannte, die ihr Angst machten. Da hielten die Franzosen in Hohenems buchstäblich mit farbigem Charme dagegen. Nicht alle, aber einige. Im 55er-Jahr war's, da hatten sich Gerda und Agnes, beide schon hübsche Teenager, in einen dunkelhäutigen marokkanischen Offizier verschaut, Bastien Nafissa hieß er. Ein Colonel. Er hatte ihnen, in vornehmer Zurückhaltung, die ersten Französischvokabeln beigebracht und kreuzte, nachdem er erfahren hatte, dass Papa ein Deserteur war, alle paar Tage mit einem halben Kilo Salz oder Zucker auf, abgefüllt in seinem Stahlhelm, um ihn der Mama feierlich zu kredenzen. Fraternisierung. Kurz vor dem Abrücken hatte er, als Abschiedsgeschenk, einen Weihnachtsstern in seinem Helm eingetopft. Eine Friedensgeste, die nicht nur die Mama rührte, sondern vor allem in Agnes' Kopf einen schwärmeri-

schen Hang zu exotischen Franzosen auslöste, was sich erst später verfestigen sollte – egal ob braun oder schwarz, ob aus Marokko oder Guadeloupe, sie hatte ein Bild vom Franzosen-Mann gefunden, den sie ins Herz schließen wollte. Versöhnung war allseits angesagt damals – ein gutes Jahr, auch ganz oben – und sie wurde im selben Jahr mit dem Staatsvertrag besiegelt.

Gerda lehnte noch immer über dem Abwasch und wartete, bis die Übelkeit sich legte.

Es wurde heller, ein Streifen Sonnenlicht traf den Spülhahn und zeigte deutlich, dass hier Arbeit anstand. Sie begann das Geschirr zu waschen, besonders gründlich und mit einem neuerdings flüssigen Spülmittel, *Lux*. Licht. *Mal sehen*. Die Konzentration auf diese Verrichtung brachte sie in die Spur zurück. Sie war trotz der finanziellen Engpässe, die sie selbst gar nicht als solche empfand, nicht unzufrieden mit ihrer Lage, hatte die Lehrerbildungsanstalt mit gutem Erfolg abgeschlossen, träumte von einem Leben, in dem Bücher einmal ihre wichtigsten Gefährten sein sollten, und sah sich imstande, alle Weichen selbst zu stellen, auf eigene Faust, wäre nicht diese verstörende Geschichte passiert, die nun ihr Leben und das aller anderen auf den Kopf stellte.

Dabei standen die Dinge, insbesondere die Verwicklungen in ihrer Familie, wie sich herausstellte, auf merkwürdigste Weise in Verbindung. Was die Quantenphysik längst wusste und was Gerda, wie die meisten, nicht verstehen konnte (ihr Physiklehrer hatte selbst seine liebe Not damit), dass nämlich tatsächlich alles *irgendwie* in Verbindung stehe (was selbst Einstein »spukhaft« erschienen war), diese verschworene Verschränkung aller Teilchen über Raum und Zeit, das wirkte plötzlich auch in allem, was sich gerade in ihrem kleinen Leben abspielte, nicht nur als Metapher, plausibel. Das Gewirr zu entflechten, erforderte nicht nur gute Nerven und Menschenkenntnis, sondern auch detekti-

vischen Spürsinn, denn das »Mysteriöse« bündelte sich in einer einzigen Person, deren Herkunft und Gegenwart sich nur lückenhaft klären ließen – ihrem Bräutigam: Piero Burkhardt.

## II.

Seine Spur führt zurück in den Herbst des Vorjahres. Am 24. November 1958 hatte ein hartnäckiger Eisregen die Margaretenstraße in ein gefährliches Pflaster verwandelt. Ein Eisfilm auf dem Asphalt reflektierte die armselige Leuchtreklame eines Etablissements, die zum »Ersten Süd-amerikanischen Tanzkurs« nach dem Krieg einlud, von Samba bis Cha-Cha-Cha. Wiens 5. Bezirk hatte sich schon recht gut erholt, die Bombentreffer im Herbst 44 hatten hier geringere Spuren hinterlassen als in Floridsdorf, in Simmering oder sonst wo im verletzten Wien. Das Leben hatte längst wieder Einzug gehalten, zerbombte Häuser waren abgetragen, neue hochgezogen worden, der öffentliche und der normale Verkehr geizten nicht mit neuen Erfindungen und Automarken, das Wirtschaftswunder kam in die Gänge – statt politischem Gebrüll bahnten sich bescheidene Sehnsüchte den Weg, leichte Musik von Strauss bis Kálmán – »Tanzen möchte ich, jauchzen möchte ich«, und lateinamerikanische Sinnlichkeit lockte die Hungrigen aus der Reserve.

Gerda ging bester Dinge auf den Eingang zu, tat sich aber schwer, sich am eisglatten Asphalt aufrecht zu halten. Mit weit ausgestreckten Armen versuchte sie, ihr Gleichgewicht zu halten, vergeblich, sie drehte unfreiwillige Pirouetten auf dem Eis, glitt mit fuchtelnden Armen, nach hinten gebeugt, Richtung Gehsteigkante und schon flogen beide Beine himmelwärts. Sie wäre wohl mit dem Hinterkopf auf-

geschlagen, wäre nicht, Welch diskreter Zufall, ein kräftiger Männerarm dazwischengefahren:

»Sie verzeihen, Signorina, den Griff habe ich gelernt.«

»Oooh ... mein Lebensfilm lief grade vor mir ab!«, rief sie. Alles ging so schnell. Er zog sie geschickt mit einem ausladenden Schritt auf den Bürgersteig. Ein hochgeschossener Bursche, dunkles Haar, spitzes Kinn, eine scharf gewinkelte Kieferpartie wie aus einem Egger-Lienz-Bild, ein forscher Typ um die dreißig, der so sprach, wie er aussah – mit italienischem Akzent.

»Italiener?«

»Schweizer, Ticino, aber Schwyzerdütsch geht auch.«

»Ah – Tourist.«

»Nein, nein, im Moment sind wir Wiener, Mama gebürtig, ich assimiliert.«

»So viel wollte ich gar nicht wissen«, sagte sie, verwundert über sein Mitteilungsbedürfnis. »Aber danke, Sie haben mich gerettet.«

»Con piacere.«

Sie wollte sich wieder zum Gehen wenden, hielt dann aber doch inne – wäre ja undankbar und unhöflich dazu, sich einfach aus dem Staub zu machen. Also blieb sie stehen und musterte ihn mit einem aufgesetzten Lächeln.

Er war nicht attraktiv im landläufigen Sinn, aber doch ein stattliches Mannsbild.

Koteletten, rauchblaue Augen, krause Brauen, die sich bewegen konnten wie Tausendfüßler.

Das Leninkinn verlieh ihm einen rabiaten Grundton, um seine Stirn eine Witterung von Resoluthheit. Gerda schwankte zwischen Dankbarkeit und Verblüffung. Und es schien, als beruhte das Wohlwollen auf Gegenseitigkeit. Der Kavalier erbat sich jedenfalls für die *Lebensrettung* einen kleinen *Dankesdrink*, und versprach ihr, gleich nebenan in der »Cine Bar« *geduldig* zu warten, denn Tanzen sei nicht sein Ding. Gerdas Neugier vertrug sich irgendwie mit sei-

nem frechen Charme. Aber dieses Tempo war sie nicht gewohnt. Seine Unverfrorenheit schien echt zu sein, er war kein Schauspieler. Oder doch? Er küsste ihre Hand, *bacio la mano*, und weg war er. »Ich bin Piero, ich kann warten«, rief er nach ein paar Metern, ohne sich umzudrehen, hob dabei seine rechte Hand und ließ vier Finger winken.

Die hungrigen Tänzer in diesem Kurs waren in der Mehrzahl, Frauen mittleren Alters und eine Gruppe jüngerer Mädchen, alle geschminkt und aufgemascherlt, eine attraktive Garde, in einer strengen Parfumwolke. Ein Tanzlehrerpaar und ein Taxitänzer waren vom Haus gestellt. Vier, fünf verunsicherte Herren, darunter auch Kriegsversehrte, hatten es vorgezogen, dem Treiben lieber zuzusehen als mitzumachen. Sie hockten am Rand der Tanzfläche auf dem Parkett, zwei Einbeinige lehnten, auf ihre Krücken gestützt, an der Eingangstür. An den Kragenspiegeln der Sakkos, wo einst Rangabzeichen prangten, waren notdürftig gestopfte Löcher zu erkennen. Armselig sahen sie aus, ausrangiert. Ihr Anblick machte Gerda verlegen. Ob auch der Papa so ausgesehen hat, am Ende?

Die Räumlichkeit war offensichtlich ein herausgeputzter Sportsaal und zu anderen Tageszeiten von Geräteturnern benutzt worden, denn es hingen zwei Ringe von der Decke, an der Rückwand standen Sprungpferde, ein Reck und ein Barren unter Tüchern verstaut, an den Wänden hingen noch Girlanden aus Tannengrün und geplatzte Luftballons, wohl Reste einer Ballnacht.

Aber sobald die Musik einsetzte, bekam der kuriose Ort einen Hauch von Würde und Feierlichkeit und so vertiefte sie sich, noch aufgewühlt von der merkwürdigen Begegnung im Eisregen, mit unterschiedlichen Partnerinnen ins Regelwerk von Samba, Rumba und Cha-Cha-Cha. Frau an Frau. Und ehe sie sich's versah, war sie Teil eines Ereignisses, das sich anfühlte wie ein kleiner Wettersturz, der eine

vom Schicksal zusammengewürfelte Frauentruppe heimsucht und augenblicks eine solidarische Wohligkeit entfacht – das wird ein Spaß, Mädels! Man raufte sich zusammen. Fremde Schenkel zwischen die eigenen geklemmt, nachgiebige Brüste, große, kleine, straffe, weiche; Hände an schlanken Taillen, an schwitzenden Speckröllchen, Paso Doble, viel Schminke und viel Gelächter in der Luft. Buenos Aires. Sie hatte noch nie, außer mit gleichaltrigen Mädchen in der Kindheit, mit Frauen getanzt, nicht in dieser Art und fand sich auf dem falschen Fuß, was ihren Gemütszustand zusätzlich verunsicherte, als wäre ihre sinnliche Ausrichtung noch nicht ganz justiert, jetzt mit bald zwanzig. Berührungen und Umarmungen, die die Choreografie verlangte, hatten in ihrem Bauch etwas in Gang gesetzt, das sie nicht wirklich verstand, aber trotzdem genoss. Ja, auch Lust, aber anders als das, was sie bei Männern gespürt hatte, in ähnlichen Situationen. Sie fühlte sich behütet und beschützt, ohne Absichten und Kalkül. Mancher Blick war ernst und verunsichert. Ein bisschen Verwirrung allerseits, aber in den Zärtlichkeiten lag etwas Verlässliches, kein Schabernack.

Als hätte man sich kurz gefunden, verboten zwar, und ein bisschen schamlos, ohne sich preiszugeben. Eine kleine Irritation der Kompassnadel, mit der sie nicht gerechnet hatte.

Auch das noch – schlechtes Gewissen. Es war nicht leicht, sich den Rhythmen sorglos hinzugeben, zumal ihr auch noch dieser Kerl durchs Hirn spukte.

Wie soll ich das alles IHR erzählen? Hab mich verrannt, liebe Mama, weiß der Kuckuck ...

Nach einer Stunde hatte sie entschieden, genug, es reicht, sie war verschwitzt, erschöpft und aus der Spur, musste sich mit einem Seifenrest vor dem zersprungenen Spiegel einer Toilette zurechtmachen für eine Begegnung, die sie einerseits reizte und ihr, andererseits, im Magen lag. Was sie zwischen den Sprüngen und tauben Flecken des

Spiegels sah, hielt sie aufrecht. Ihr langes braunes Haar trug sie hochgesteckt, wellige Strähnchen, um die hohe Stirn drapiert, die schmale Nase, nicht ganz im Lot, würzte die Symmetrie ihres blassen Gesichts. Chanel-Rot auf die Lippen und ein Kussmund in den Spiegel.

\*

Piero *Wer?*

Eine ältere Empfangsdame am Eingang wies sie in eine verwegen designte Café-Bar. An der linken Wand Filmplakate aller großen Hollywoodklassiker, von »All about Eve« bis »Citizen Kane«, darunter über die ganze Länge eine rote Sitzbank, davor aufgereiht runde Tischchen und Thonetstühle mit farbigen Sitzpölsterchen, Art-déco-Lämpchen an der Wand, die für Schummerlicht sorgten. Am hintersten Ende eine Spiegelwand mit Getränkeregalen, darüber wölbte sich eine Tapete mit Motiven exotischer Flora und Fauna, tropische Pflanzen, fliegende Fische, Paradiesvögel mit aufgefächertem Federschmuck und all das gerahmt von einer halbkreisförmigen Theke. Hier sprang sie Gerda ins Auge: die Moderne. *Seht her, ich bin's – die neue Zeit!*

ER saß ganz hinten. An einem der runden Tischchen, lässig ins Eck gepflanzt und machte keinen Muckser, als er sie hereinkommen sah. Für einen Moment fühlte sie sich fast beleidigt, hätte sich zumindest jene kleine Geste der Höflichkeit erwartet, wenn sich der Körper kurz seiner Haltung besinnt, um jemandem Respekt zu erweisen. Aber nichts. Ach ja, eine Braue zog er hoch, den Tausendfüßler.

Als er kurz seinen Arm hob, um nach der Kellnerin zu schnippen, schwappte ihr sein Duft in die Nase. *Old Spice ...?* Jedenfalls frisch aufgetragen, was ihre verdrießliche Sekunde milderte und im Gegenteil einer gewissen Verheißung wich. Warum sollte er sich auch Duftwasser ins Gesicht klatschen, wenn er kein Interesse hätte.